

Sonderabdruck aus den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung“  
Nr. 26 und 27 vom 2. und 3. Februar 1904.

## Zur Erinnerung an Theodor Mommson.

Von Alfred Dove.

Vielleicht entsinnen sich auch andere noch eines ausdrucksvollen Moments, dessen Bild sich mir unauslöschlich eingepägt hat; war es doch das letztemal, daß ich Theodor Mommson ins Antlitz schauen durfte. Es muß am 6. April 1897 gewesen sein: in einem Zimmer der Südfront des alten Akademiegebäudes zu Berlin hielt die Zentraldirektion der Monumenta Germaniae ihre Jahresversammlung ab. Naß am großen Fenster, neben dem Präsidenten, saß Mommson und führte längere Zeit das Wort; es betraf die Ausgabe der ältesten Papstbiographien, mit der er gerade beschäftigt war. Er sprach mit dem tiefsten Ernst und doch — noch im achtzigsten Jahr — im Interesse der Forschung leidenschaftlich erregt; sarkastisch spitzte der Ton der feinen Stimme die rasche Rede zu, die mitunter von ungeduldigem Zucken der Schulter begleitet wurde. Unverhofft brach draußen die Frühjahrsjonne durch und goß ihm vom Scheitel herab einen Silberschimmer über die mächtige Stirn, rechts und links wehten die weit abstehenden Flügel des langen Greisenhaares in geisterhaftem Licht; desto dunkler erglühten hinter der Brille die sinnvollen Augen, desto schärfer schatteten sich in Wangen und Rinn die von kritischer Übung gezogenen Furchen ab. Doch dies alles hatte man ähnlich oft gesehen; das besondere war, daß der nämliche Mittagsstrahl eine zweite geniale Erscheinung hervorzauberte. An der Wand gegenüber war eine Marmorbüste des alten Voltaire bis dahin kaum beachtet worden; jetzt auf einmal ward sie lebendig, blinzelte, schmunzelte, offenbar um die Wette mit dem verklärten Eifer Mommsons. Jeder Zuschauer freute sich des herrlichen Zusammenspiels. Sahen es bald, als bezwänge der leichtfertige Priester der Aufklärung mühsam seinen Spott über jebiel Schwung des Gemüths und so gründliche Sachkunde, so lächelte gleich darauf das gescheite Berücksichtigungsgesicht durchtrieben vergnügt über den pikanten Esprit einer maliziösen Pointe. Die Erscheinung schwand, die Emp-



findung blieb: einem Manne zu lauschen, wohl wert, daß die vornehmsten Träger des modernen Geistes vertraute Zwiesprache mit ihm hielten. Gewiß stand sein Wesen und Wirken fest auf dem Boden seiner Zeit, doch ging es in ihr nicht auf. Wie er die historische Weltansicht unserer Tage mit dem rücksichtslosen Verstande des 18. Jahrhunderts durchdrang, so wußte er einen Sammelfleiß, würdig des 16. oder 17., durch jenes Gefühl für das Ganze zu beseelen, mit welchem die früheste humanistische Begeisterung einst das römische Altertum ergriffen hatte. Zwar nicht eine ganze Akademie, wie Friedrich der Große Voltaire nachrief, wog der eine Mommsen auf; wohl aber besaß er — in der Beschränkung des Meisters — eine ganze Wissenschaft in unerhörtem Grade, und was er an ihr besaß, war größtentheils erst durch ihn überhaupt der Welt erworben.

Auf die Blütezeit unserer Poesie und Philosophie ist vom zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts an eine andere deutscher Erfahrungswissenschaft gefolgt, die sich ebenso doppelt entfaltete, hier als Naturforschung, dort als historische. Die Generation von großen Gelehrten, die an die Stelle der Dichter und Denker trat, mußte deren eigentlicher Fortsetzung entsagen und zudem die neue Arbeit unter sich verteilen; denn beide Seiten der Wirklichkeit selbsttätig zu umfassen, erlöhnte sich höchstens der Traum des Dilettanten. Der Verzicht auf die Philosophie, die just in den letzten Hegelschen Zügen lag, ist dem jungen Mommsen vermutlich nicht schwer gefallen. „Der Zaubertrank der Spekulation, immer gefährlich, ist, verdünnt und abgestanden, sicheres Gift“, sagt er in der Römischen Geschichte. Half das wenige, was er davon zu sich nahm, ihn dem Glauben des väterlichen Pfarrhauses, nicht ohne herben Seelenschmerz, für immer zu entfremden? Noch in ungedruckten Versen der fünfziger Jahre klingt es wehmütig nach:

Und ich weiß doch, was wir hatten —  
Meinem Vater war's kein Scherz;  
Wie der Schnitter sucht den Schatten,  
Heißt den Frieden unser Herz . . .

freilich bald gefaßt übertönt durch den Ausruf Faustisch unbestimmter Andacht:

Bete, daß er um uns walte,  
Unser namenloser Hort!  
Bete, daß er uns erhalte  
Ernsten Sinn und leichtes Wort!

Mit der Poesie hat sich der werdende sorgfältig auseinandersehen müssen; für sie kam ihm das Bedürfnis nach konkreter Auffassung zustatten, das ihm den Trank der Spekulation verleidete. Dazu gesellte sich lebhaftes Phantasie, ebenso warme wie weiche Empfindung, quellende Sprachgewalt, endlich hier positiv die Handreichung des Vaters. „Ihm, dem stillen, bescheidenen und gentilen Manne,“ jagt der jüngere Bruder Dycho, der sich hernach der Pflege Pindars und Shakespeares widmete, „verdanken wir die früh erwachte und nie erloschene Liebe zum Studium der Sprachen und Literaturen aller Art.“ Und so machten denn beide Brüder zusammen mit Theodor Storm 1843 am Schluß ihrer Kieler Studentenzeit einen fecken lyrischen Ausfall ins Publikum mit dem „Niederbuch dreier Freunde“; Theodor Mommsen, wiewohl am fleißigsten beteiligt, allerdings bereits in ironischer Selbsterkenntnis. Seufzt er doch in einem Sonett auf Mörike, vor dem nach Storms Zeugnis „die kleine übermüthige und zersezungslustige Schar, die geneigt war, möglichst wenig gelten zu lassen, unwillkürlich Halt machte“:

Ach, wir sind oft anmutig, oft erhaben;  
Allein Gerbinus stellt uns zu der Prose,  
Und Recht behält er, sind wir erst begraben.

Noch unverblümter schreibt er im Januar 1858, eben vom Fieber genesen, einem Freunde, dem er ein „Carmen“ überhießt: „Allmählich aber kommt man wieder auf die Strümpfe und hat auch mein Talent, mich zu jeder Zeit betrinken und Stammbuchverse fabrizieren zu können, sich wieder eingefunden.“ Bis in späte Tage drückt er gelegentlich stets echte Gefühle behend in Reimen aus; aber immer drängt sich sein herrschgewohnter Verstand an die Seite des Gefühls, derselbe Verstand, der zugleich bemerkt, daß so keine reine Dichtung entspringe. So blieb er Kenner und Schätzer aller wahren Poesie, wie aus tausend epigrammatischen Anspielungen und Zitaten, hundert strengen, aber nicht minder feinen Urteilen, vor allem aus seiner wunderbaren Uebersetzungskunst erhellt, die nur öfters, zumal den antiken Proben ein Körnchen Salz oder Pfeffer mehr einstreut, als das Original enthielt. Sein eigenes dichterisches Empfinden stellt er alsdann in den vornehmen Dienst seiner Geschichtsschreibung, seiner Festberedsamkeit, seiner gemüthbewegten Prosa überhaupt. Für Musik, beiläufig, sprach er sich jeden Sinn ab — *Frisia non cantat*.

So die Abkehr von den hochfliegenden Berufen der Vergangenheit, unter den die Welt zu Fuß durchwandern-

den der Gegenwart traf er ohne Schwanken seine Wahl. Er hat mit ausgezeichneten Naturforschern enge Freundschaft geschlossen, so in frühen Mannesjahren in Zürich mit dem Physiologen Carl Ludwig, nachher in Berlin mit dem Mathematiker Leopold Kronecker, und er achtete deren Arbeit gleich hoch wie die seine. Aber er kam sich doch 1856 unter solchen Gelehrten wie „Saul unter den Propheten oder vielleicht Prophetenkind unter den Bären“ vor und schrieb im Mai 1865 an Ludwig, nachdem er dessen Leipziger Antrittsrede gelesen, betrübt: „Was ist unsere Bildung für ein jämmerlich einseitiges Ding, daß ich von euren Schätzen eigentlich doch nur das verstehe, was ich in Deiner Persönlichkeit empfinde!“ Allein er tröstete sich praktisch mit dem, was er später zum Lobe Kaiser Wilhelms I. sagt: daß der rechte Mann ein Fachmann sein soll und kein Dilettant und eben deshalb den Mut und die Weisheit haben, den anderen Fachmännern zu vertrauen. So schlug er denn wohl in der Akademie betreten die Augen nieder, wenn du Bois-Reymond in seinen Ansprachen auf historisch-philologische Abenteuer ausging; doch er gönnte als maßgebendes Mitglied den naturwissenschaftlichen Anliegen als solchen vollkommen unparteiisch die gleiche Förderung durch den Staat. Er sah in der überlieferten Ordnung der Fakultäten manchen Widerspruch, aber schalt nicht, wie Treitschke so gern, auf die Anwesenheit von „Apothekern“ in der philosophischen; unbefangenes Zusammenwirken der Vertreter verschiedener Forschungsbetriebe galt ihm für einen Vorzug. Wenn er nun persönlich von Haus aus zur Fahne der Geisteswissenschaft geschworen hatte, so hat darauf die Erziehung immerhin eingewirkt — beide Brüder, August wie Tycho, wurden Philologen; ohne Zweifel jedoch gehorchte er zumeist einer inneren Bestimmung: sein Herz schlug einzig für die geschichtliche Realität. Auch formal, zum juristischen Studium, wird ihn sein eigenes Wesen geleitet haben; denn so wirksam in ihm das ästhetische Verlangen und Vermögen war, von dem logischen wurde es doch noch sichtlich übertroffen. Er begann mit ersten Studien des römischen Privatrechts, dem er in seinen ersten Professuren zu Leipzig, Zürich und Breslau 1848—1858 pflichtmäßige Lehrtätigkeit, neben mancher kleineren literarischen Leistung durch die kritische Ausgabe der Digesten 1868—1870 eine seiner philologischen Großtaten dargebracht hat. Doch schon der Student trieb daneben als Hörer und Leser Philologie und Antiquitäten überhaupt; die ersten Schriften des jungen Doktors behandelten die römischen Genossenschaften, die wechselnde Gestalt der Gerichtsverfassung seit den Gracchen, die Bedeutung der alten

Tribus für die Verwaltung und traten so in den Kreis des öffentlichen Lebens früher und später Zeit. Unwillfürlich hatte Mommsen in der Rechtsidee das Lebensmark des Römertums berührt, für den Umfang der halben Welt der klassischen Antike eine Zentralansicht gewonnen; sie für sich und andere durch rastloses Forschen zu einer Totalansicht auszubilden, ward die Aufgabe für seine wissenschaftliche Riesenkraft.

In einem Rückblick, den er im November 1893 nach seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum von Rom aus angestellt, spricht er sich über die Natur seiner Leistung mit bescheidenem Selbstbewußtsein also aus: „Die Epoche, wo der Geschichtsforscher von der Rechtswissenschaft nichts wissen wollte und der Rechtsgelehrte die geschichtliche Forschung nur innerhalb seines Raumes betrieb, wo es dem Philologen als ein Allotrium erschien, die Digesten aufzuschlagen und der Romaniſt von der alten Literatur nichts kannte als das Corpus Juris, wo zwischen den beiden Hälften des römischen Rechts, dem öffentlichen und dem privaten, die Fakultätslinie durchging, wo der wunderliche Zufall die Numismatik und sogar die Epigraphik zu einer Art von Sonderwissenschaften gemacht hatte und ein Münz- oder ein Inschriftenzitat außerhalb dieser Kreise eine Merkwürdigkeit war, — diese Epoche gehört der Vergangenheit an und es ist vielleicht mit mein Verdienst, aber vor allen Dingen mein Glück gewesen, daß ich bei dieser Befreiung habe mitun können.“ Er gedenkt darauf dankbar der inneren Anregung und äußeren Förderung, die er von älteren philologischen Freunden, vor allen Zahn, Haupt, Welcker, Bachmann erfahren, wie dann das Land Italien mit dem ewig belebenden Atam seines Bodens und in Italien die Lehre des Altmeisters der Inschriftenkunde, Borghesi, die treue Arbeitsgemeinschaft mit den Freunden Henzen und Rossi befreiend und den Blick erweiternd auf ihn gewirkt. Das sind persönliche Erinnerungen, die zur Ergänzung einladen. Das Programm, das einst Wolf nach Ideen Wilhelm v. Humboldts für eine einheitlich allseitige Altertumswissenschaft aufgestellt, zielte freilich vornehmlich auf das Griechentum und somit mehr auf das individuelle Kulturleben des nationalen Geistes. Aber Wolfs Schüler Böckh zog in seiner trockenen Gediegenheit gerade bisher vernachlässigte Außenseiten hellenischen Daseins in Betracht; er drang zum exakten Verständnis der berechenbaren Größen vor, in Wirtschaft, Finanz, Münze, Maß, Gewicht und Zeitrechnung, er lehrte die griechischen Inschriften als historische Urkunden verwerten. Und schon zuvor hatte Mommsens großer Landsmann Niebuhr durch

seine Römische Geschichte nicht bloß eine neue Ära historischer Kritik heraufgeführt, sondern wirklich bereits ein Vorbild wenigstens der ältesten Zeiten Roms mit dem kühnsten Wagnis im hohen Stil seines eigenen Charakters geschaffen. Unvollendet, im Neuen ebenso ansehnlich wie überrassend, mußte es ebenbürtige Geister zum Wettstreit reizen; früh schwang sich der junge Mommsen vom „festesten Glauben an Niebuhrs glänzende Phantasien“ zur doppelt erhebenden Einsicht, „mit Niebuhr geirrt zu haben“, auf. Auch ein Vorläufer in einer Hauptrichtung seiner eigensten Denkarbeit, in der begrifflichen Analyse des römischen Staatsrechts, war ihm in Rubino erstanden. Und wer wollte die Anregungen aus dem weiteren geistigen Umkreise aufzählen? Stellte nicht die tief sinnige Germanistik Jacob Grimms ein gemeingültiges Muster alles Durchdringender und verbindender Volkskunde dar? Lieferte nicht die moderne Sprachwissenschaft überhaupt auch dem klassischen Philologen ein ehemals unbekanntes Werkzeug für geschichtlich ergebnisreiche Untersuchung?

Auch in der Geschichte der Wissenschaften führen die großen Männer nur aus, was an der Tagesordnung ist, aber auch hier nicht deswegen, sondern weil sie große Männer sind. Mommsen ward bei seiner Entwicklung zum univervellen Romanisten nicht etwa von einer Idee geleitet, von der objektiven Betrachtung dessen, was zeitgemäß wünschenswert oder geradezu notwendig sei. Ihn trieb die Natur, die ihm eingeborene unersättliche Arbeitslust und Witzbegier, der gleich starke Drang nach massenhafter wie streng disziplinierter Wahrheit; jedes Stück derselben ward in ihm ganz von selbst vom Widerschein aller anderen getroffen, bis die Fülle des Einzelnen im Licht des Ganzen strahlte. Zur Entfaltung gelangte diese seine geistige Natur auf der italienischen Wanderschaft in den Jahren 1845—1847, die an Bedeutung der achtzehn Jahr früher unternommenen Studienreise Rankes zu vergleichen ist: was für diesen die Archivalien, zumal die venezianischen, wurden für Mommsen die Denkmäler, in erster Linie die Inschriften im Königreich Neapel, deren Sammlung und Bearbeitung ihm Borghesi als besonders dringend und lohnend empfohlen hatte. Nach an hundert Aufsätze und Notizen taten gleich damals dar, wie umsichtig sein Scharfblick an jedem Punkte einsetzte; die meisten in italienischer Sprache, in der er sich stets gewandt, wenn auch nicht mit so unnachahmlicher Grazie bewegt hat, wie in seinem vollkommnen reinen und dennoch überaus individuellen Latein. Sie beziehen sich in der Regel auf Inschriften, deuten indes bereits auf die erste Reihe der fünf-

tigen Hauptwerke im allgemeinen hin. Streng wissenschaftlich nimmt in dieser den höchsten Rang die 1852 veröffentlichte, fast 8000 Nummern zählende Ausgabe der *Inscriptiones regni Neapolitani Latinae* selber ein, als Meisterstück jener fachmännischen Technik, für die es kein innen und außen gibt, die vielmehr jedes Mittel den Zweck direkt zu vergegenwärtigen nötigt. Mommsen schwang sich dadurch auf den Meisterstuhl der Inschriftenkunde des Jahrhunderts. Aus den Oskischen Studien von 1845 ging sodann 1850 das Werk über die unteritalischen Dialekte hervor, als sprachwissenschaftliche Frucht der neapolitanischen Inschriftenforschung. Mommsen war kein geborener Linguist im absoluten Sinn, die internationale Sprachvergleichung nennt er einmal ein unentbehrliches, aber gefährliches Werkzeug; hier aber im engeren Bezirk gelang ihm trotzdem eine geist- und beziehungsreiche Leistung, durch die besonders die Stammesverhältnisse aufgeklärt wurden. Vor allem entnahm er selbst diesen Studien den anschaulichen italienischen Nationalbegriff, den er seiner Römischen Geschichte zugrunde gelegt hat. 1846 begonnene Untersuchungen über den Kalender mündeten in das Buch über die römische Chronologie bis auf Cäsar, worin Theodor Mommsen 1858 mit altrömischer Unbefangenheit eine kritische Hinrichtung an den Theorien seines jüngsten Bruders August vollzog. Dem genialsten Wurf entsprangen endlich die numismatischen Forschungen von 1850, die zehn Jahr später in der Geschichte des römischen Münzwesens ihre Vollendung fanden. In epochemachender Weise wurde hier, was bisher eine bloße Museumsdisziplin gewesen, für nah und fern auf die Stufe einer wirtschafts- und staatshistorischen Wissenschaft erhoben.

Raum heimgekehrt, wurde Mommsen vom Sturme des Jahres 1848 getroffen. „Ich denke sehr groß von dem Journalisten, wenn er auf politischer Leidenschaft ruht,“ schrieb er mir noch 1895; von ihr mit den Besten erfasst, übernahm er in Rendsburg die Redaktion der Schleswig-Holsteinischen Zeitung, die sich der nationalen Sache der Herzogtümer weihte. Daneben unterrichtet er in einer Töchterchule und plaudert mit den Mädchen französisch, während er eilige Artikel korrigiert. Im Herbst auf Fürwort Zahn's nach Leipzig berufen, trat er mit diesem und Haupt, mit Gustav Frentag und den geistig vornehmsten Buchhändlern in regen Verkehr, der durch besonnenen liberalen Teilnahme an der Politik gehoben ward; bis ihn 1851 die Reaktion unter Beust mit Zahn und Haupt zusammen aus dem Amte stieß. Ein Jahr später bot ihm die Züricher

Universität eine Zufluchtsstätte dar. Diesen Umständen verdankt die Römische Geschichte ihren Ursprung. Im Frühjahr 1850 hielt Mommsen in Leipzig einen populären Vortrag über die Gracchen; die Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung, Karl Reimer und Salomon Hirzel, die sich mit der Idee einer Sammlung von Handbüchern trugen, erkannten ihren Mann. Nicht im Traum hatte Mommsen je an Geschichtschreibung gedacht, doch er sagte zu; in Reue schlug er einen Ersatzmann vor, die klugen Weidmänner hielten ihre Jagdbeute fest — unter so vielen unheilvollen Anstiftungen deutscher Verleger muß man diese glorreiche in ewigem Gedächtnis behalten. Der erste Band wurde seit 1852 in Zürich verfaßt, neben mancherlei anderer Arbeit, darunter die römischen Inschriften der Schweiz. Als er fertig vorlag, verlobte sich Mommsen Ostern 1854, sechsunddreißigjährig, mit Reimers Tochter, die er im Herbst an den neuen Wohnsitz Breslau heimführte. „Es mag wohl richtig sein,“ schreibt er, vier Wochen vermählt, am 8. Oktober von dort, „daß die Ehe in engere Kreise bannt; aber ich meine es doch schon zu empfinden, daß sie humanisiert und der wüsten Schreibmaschinerie ein Ende macht. Es war Zeit. Was mir die Zukunft bringt, weiß ich nicht; aber mit der Vergangenheit, so gern ich sie verlehrt habe, möchte ich sie nicht tauschen. Ich hoffe es durchzuführen, daß ich der Wissenschaft treu bleibe nach wie vor; darin, glaube ich, irrst Du, daß man hiefür verlieren muß, wenn man sich ein Haus gründet — es kommt doch nicht allein auf die Zahl der freien Stunden an, sondern auf den lebendigen, allem Menschlichen fröhlich zugewandten freien Sinn. Keiner, verstehst Du, wenn ein Gläubiger redet?“ Dieser Glaube hat beinahe fünfzig Jahre hindurch in glücklichster, kinderreichster Ehe Berge von lastender Arbeit versetzt, vielleicht damals zu Anfang in Breslau am erstaunlichsten. Wurden doch bis 1856 nicht nur der zweite und dritte Band der Geschichte geschaffen, sondern auch der erste, vielfach verändert, neu ediert; wozu wiederum eine Menge geringerer, besonders rechtshistorischer Leistungen kam. Mitte 1855, elf Tage vor der Geburt des ersten Kindes, schreibt Mommsen selbst einmal offen von einer „beispiellosen Arbeitsfalamität. . . . Es ist mir nur recht lieb, daß so ein Wurm nicht gleich Umgang braucht und fürs erste nicht einmal Prügel, denn ich habe wahrhaftig keine Zeit dafür. Werdet nicht irr an mir; die Wellen gehen hoch, aber ich gehe mit.“ Er ist bis zur letzten seines Daseins mitgegangen.

Es ist Sitte geworden, Unsitte müßte es eher heißen, Mommsens Römische Geschichte, wie sie, bis auf Cäsar

herabgeführt, in der Mitte der fünfziger Jahre, ans Licht trat, vorzüglich als großartigsten Ausdruck der Stimmung oder gar Verstimmung jener trüben Zeit zu schätzen; gleich als rühmte man ein reizend geformtes, mit edelstem Weine gefülltes Glas um so mehr, je deutlicher sich darin das Zimmer spiegelt. Das Buch ist als köstliches Kunstwerk von höchstem wissenschaftlichen Gehalt bewundernswert; daneben überaus anziehend als absichtlich subjektiver Erguß einer in seltenem Maße reichen Menschenseele, die natürlich auch Umwelt und Gegenwart aus Erfahrung in sich trägt. „Dank für Deinen Brief, auch für Dein Lob,“ schreibt Mommsen am 30. April 1856 nach Vollendung des Ganzen aus Breslau an Ludwig. „Was soll ich's nicht jagen, daß es mich unbeschreiblich freut! Ich habe so mein Bestes und mein Eigenstes in dieses Buch gelegt, es ist so innerlich erlebt, daß es mir auch wie ein Frühling ist, wenn ich nun sehe, ich bin doch nicht allein mit meinem eigenen Hoffen und Bangen.“ Hiermit meint er seine Ideale im allgemeinen, darunter freilich auch die liberalpolitischen, wie sie Freund und Feind gleich eifrig aus dem Werk entnahmen. Und so scherzt er bald darauf, am 18. Juli, selbst: „Man hat mir ungebeten meine Stellung etwas verbessert, und Zulage — Du weißt, daß ich stolz bin auf die Entdeckung der Abstammung dieses Wortes von *soulagement* — tut auch dem Demokraten und oppositionellen Historiker wohl, um so mehr, als er sich nicht genötigt sieht, Dankbarkeit zu empfinden.“ Im Ernst dagegen hat er sich doch nur zu einer allgemein modernen und entschieden positiven Tendenz bekannt. „Ich sehe eben einen Deiner älteren Briefe wieder durch,“ heißt es am 9. August, „worin Du mich tadelst, daß ich die Römer des 7. Jahrhunderts, das Publikum nämlich, zu sehr ins Kleine gemalt habe. Du hast wohl nicht Unrecht; aber ich konnte doch kaum anders — man muß das Bild der gefunden, wenn auch einseitig entwickelten und insofern selbst schon abnormen Aristokratie aus dem zweiten und dritten Buch hinzunehmen, um die beiden folgenden richtig zu fassen. Denn ich frage: ist es möglich, den mächtigen Organismus, den die Krankheit zerstört, in der Schilderung der Krankheit anders vor die Seele zu bringen als teils in der Erinnerung an die Zeit der Gesundheit, teils durch die Krankheit selbst? Vielleicht kommt freilich auch das dabei hinzu, daß ich, soweit ich kann, der Gegenwart lieber den Stolz auf sich als den Stolz auf das große Altertum beibringen möchte; obwohl sie übrigens, wie ich gern zugebe, beide gleich berechtigt und gleich unberechtigt sind.“ Kaum anders hatte vierzig Jahr früher der ruhige

Böckh keine Betrachtung des attischen Staates mit dem Urtheil abgeschlossen: die Griechen hätten den Keim des Unterganges in sich selbst getragen, die Bildung größerer Staatswesen in verfassungsmäßigen Monarchien erscheine als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechts.

Nein, politische Leidenschaft hat dem Geschichtschreiber Mommsen nicht die Hand geführt, ihr machte er damals wie sonst nicht auf Umwegen der Anspielung, sondern unmittelbar in Gespräch und Briefwechsel Luft; die Gemütsbewegung, aus der die Römische Geschichte im ganzen und einzelnen hervorging, war stets und allein die des Forschers und des Künstlers. Die volle Wahrheit der geschichtlichen Erscheinung des Römertums, deren genauer Erkenntnis er bisher nach allen Richtungen auf- und unterjuchend nachgetrachtet, sie strebte er nun in der Einheit ihrer Mannigfaltigkeit, tief und weit, im Beharren und Fluß, sich selbst und den Zeitgenossen darzustellen. Jede seiner persönlichen Gaben kam dabei ins Spiel: Verstand und Anschauung, Witz und Gefühl, Berwegenheit und Singsingung setzten sich ins Gleichgewicht, um zustande zu bringen, was so noch nicht dagewesen: die in allseitiger Lebensschilderung abgerundete Geschichte einer großen Nation, überdies durch ebenso lebendige Vergegenwärtigung der umgebenden Völkervelt gehoben und getragen. Das Verdienst dieser That wird durch das Zugeständnis nicht verringert, daß kein anderer Stoff einer solchen Behandlung dergestalt entgegenkommt; eine griechische oder deutsche Geschichte ähnlich aus dem Vollen zusammengenommen und folgerecht zu schreiben, würde unendlich schwerer sein. Wie auch immer aus einem Guß, unanfechtbar klassisch erscheint das Werk doch nur in der Mitte, im dritten und vierten Buch, die vom Zusammenstoß mit Karthago bis zum Tode Cullas reichen. Die größte wissenschaftliche Umdwälzung bedeuteten die ersten beiden, in denen an Stelle der Ueberlieferung nicht allein, sondern ebenso jener Niebuhr'schen Phantasien eigene Konstruktionen traten; denn ohne solche gelangt die Kritik auf diesem Gebiet über bloße Verneinung kaum hinaus. Mommsen selbst, der an diesen Teil natürlich die härteste Arbeit, die freudigste Energie gesetzt, war doch auch in der Reihe der Unzufriedenen wohl der erste. „Meine Geschichte wird jetzt wieder gedruckt;“ schreibt er am 18. Juli 1856, „die erste Auflage, 2500 Exemplare, ist vergriffen. Mich freut's, kannst Du denken; aber ich glaube, doch noch mehr der bessere Gewinn, daß ich an meinem Werk, besonders am ersten Band, so manches Schwache, Flache und Krirre

bessern kann.“ „Der erste Band gibt viel zu tun,“ heißt es drei Wochen später, „das erste Buch namentlich, womit ich fertig bin, wirst Du sehr anders finden, freilich nicht nach dem Gustus meiner Rezensenten, sondern nach der schärferen Selbstrezension des Verfassers; und noch kann ich gar nicht sagen, wann und wie diese Arbeit zu Ende läuft.“ In weiterem Sinne hat er die Nacharbeit noch länger als zwei Jahrzehnte fortgesetzt, in die umfassende kritische Bewegung, zu der sein kühner Wurf den Anstoß gab, auch nach der früher von ihm zurückgeschobenen Seite der eigentlichen historischen Quellenanalyse rüstig eingegriffen und seine Darstellung der ältesten Epochen mehrfach modifiziert, an der die literarische Jugendschönheit das unvergängliche bleibt. Für das den letzten Band füllende fünfte Buch, die Zeit von Sulla bis Cäsar, stieß er auf die entgegengesetzte Schwierigkeit einer für den Entdecketrieb bereits zu glatt gebahnten Straße. „Ich stecke tief in Cäsar und Pompejus,“ meldet er am 2. Februar 1855. „Ob es möglich sein wird, auf dieser so oft bemalten Tafel noch scharfe Züge und frische Farben herzustellen, weiß ich nicht.“ Wie man sieht: auf den Wettstreit des Künstlers fühlt er sich beschränkt. Und in der That hatte Drummann ebenso bedeutende wie ungeschlachte Geschichte Roms in seinem Uebergang von der Republik zur Monarchie dem Nachfolger das Urtheil über „Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen“ in allem wesentlichen vorweggenommen, so daß Mommsen nichts übrig blieb, als ästhetische Um- und Ausgestaltung. Diese Aufgabe wandte sich an sein für den Historiker gefährlichstes Talent. „Unsere Verhältnisse,“ schreibt er, einen näheren Bericht ablehnend, am 17. Dezember 1855 aus Breslau, „sind nach allen Seiten hin flach, vielleicht mit einer Ausnahme, und von flachen Dingen läßt sich nicht reden.“ Man erkennt hier als Stilprinzip seiner Darstellung ein stark schattirtes Hochrelief, was mit dem spitz bohrenden, scharf schneidenden Werkzeug seiner Forschung eng zusammenhängt. Einer an sich nirgend flachen Unterlage wie Drummann gegenüber führte dieses Prinzip zu pikanter Uebertreibung. Daher jener Anschein von Karikatur bei seinem Pompejus, Cato, Cicero und sonst, der ihn selber nicht entging. Wenigstens scherzt er am 24. März 1856 im Rückblick auf einen angenehmen Wohnungswechsel: „Alle menschenfeindlichen und bössartigen Stellen in meiner bisherigen Schreiberei wird ein guter Biograph von mir auf die pathologische Wirkung meiner Studierstube schieben; übrigens hoffe ich auch in meiner gegenwärtigen noch verschiedene Bosheiten fertig zu bringen, für die sich dann auch

wohl eine andere Erklärung finden wird.“ Unbewußt aber hatte er für das Uebermaß an spöttischer Kritik, vielleicht auch aus ethischem, mehr jedenfalls aus ästhetischem Bedürfnis ein Gegengewicht gesucht in jener schwärmerischen Vergötterung Cäsars, die wiederum die Ergebnisse Drumanns nur ins Ungeheure steigert. Sie konnte nicht ärger mißdeutet werden, als durch Annahme einer politischen Sympathie für den Cäsarismus. Mommsens Cäsar ist eine Ausgeburt der endlich entseßelten Begeisterung des Künstlers und in ihm des Menschen.

Der literarische Erfolg des Buches suchte keinesgleichen. Uebersetzungen in die europäischen Sprachen ließen nicht auf sich warten; der universell bedeutende Inhalt, ein internationales Entgegenkommen selbst in der fremdwörterreichen Form forderte sie heraus. Vor allem aber war es doch mit Ranfes Päpsten, Burckhardts Kultur der Renaissance und Treitschkes Deutscher Geschichte eines der vier historischen Prachtwerke unserer Zunge, die auch der verwöhnteste geistige Feinschmecker des Auslandes mit dem besten Willen nicht sad oder philiströs gedacht und geschrieben finden konnte. Auch in Deutschland war man nachgerade reif für Mommsens Ton und nicht etwa allein im liberalen Lager; die gleichzeitigen Briefe Bismarcks an Verlach sprühen denselben Witz. Die Geschichtschreibung stand soeben in vollster Blüte. Neben Mommsen aber erschien nicht nur Curtius weichlich und Giesebrecht hohl, Häusser spießbürgerlich und Sybel gestaltenarm, auch Ranfes französische Geschichte ließ die Menge kalt; blieb doch selbst der gelesenste Roman jener Tage, Freytags Soll und Haben, gegen solche Lektüre gehalten matt und schal. Noch aus den sechziger Jahren erinnere ich mich eines überreifen Studenten, der, wenn die Rede auf die Höhepunkte des Daseins kam, sein Ideal kurz und gut zusammenzufassen pflegte: Nachmittags auf einem Balkon des Hotels Jungfraublick bei Mokka und Havanna; dazu ein Kapitel Mommsen, einerlei welches — gleichsam als Vikör! Dieser Epikureer nahm allerdings ein unberühmtes Ende. Die merkwürdigste Wirkung übte das Buch alsogleich auf die Welt der höheren Schulen aus. Während der poetisch angehauchte Primaner in den Mußestunden an einem Trauerspiel Gajus Gracchus dichtete — denn nie zuvor hatte man in den Schaufenstern der Historie einen tragischen Stoff so dramatisch zubereitet erblickt — präparierte sich selbst der fleißigste Sekundaner auf die Reden eines Menschen wie Cicero nur noch mit äußerster Geringschätzung. Unterdes drang bis in die Tertia hinab die erlösende Kunde, daß die fragwürdigen Namen der römischen Könige nie mehr ge-

lernt zu werden brauchten, noch erst gar ihre töricht erfuhrdenen Jahreszahlen. Ganz umsonst entbrannten die Lehrer in heiligem Zorn; sie erkannten sehr richtig, daß nun erst der Humanismus den Todesstreich empfangen habe. Was die Niebuhr und Böckh begonnen, war durch Mommsen vollendet worden: das Dogma vom klassischen Altertum, durch historische Kritik und realistische Forschung erschüttert, hatte sich unter den Händen lebendigster Auffassung und modernster Darstellung für immer aufgelöst; es blieb einzig Altertumswissenschaft, gleichen Ranges mit allen geschichtlichen Disziplinen, übrig. Die Kreise der Altgläubigen, der Konservativen, wiederum nicht sowohl im Bereich der Politik, als in dem der Lehre, der Bildung, des Geschmacks, vergalten dem literarischen Revolutionär denn auch reichlich mit Abneigung und oft wohlbegründetem Tadel. „Von mir wirst Du in den Zeitungen öfters Weibrauch und Gestank gefunden haben,“ schreibt Mommsen am 17. Februar 1857. Und ein halbes Jahr früher ausführlich in echtem Künstlerzorn: „Der Edle in der Allgemeinen Zeitung ist mir sehr gleichgültig gewesen; ich rechne es unter meine Orden, daß dies Blatt samt seiner ganzen Klientel mich ignoriert oder frondiert. Solches Volk hat uns nichts an; was macht sich das grüne Laub aus den welken Blättern vom vorigen Jahr, die nicht leben und nicht sterben können? Du solltest dich darüber nicht ärgern; es werden noch andere Dinge kommen, denn der guten deutschen Manier, für jeden literarischen Erfolg sich an dem Gefeierten zu rächen, werde ich so wenig entgehen wie größere Männer. Laß sie reden; wir treiben und schlagen unser Rad und wollen fortfahren mit dem guten alten Spruch: Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt, Und was ich gemalt habe, hab' ich gemalt!“

An eine Fortsetzung der Römischen Geschichte in die Kaiserzeit konnte Mommsen nicht Hand anlegen, bevor nicht die zahllosen Inschriften des Cäsarenreichs der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht waren. Die preussische Akademie plante längst ein Corpus Inscriptionum Latinarum, Mommsen selbst war schon 1855 zusammen mit Henzen dafür beschäftigt. Sein eigenes neapolitanisches Inschriftenwerk hatte ihn aller Welt als den zur Leitung des Ganzen berufenen Mann enthüllt; doch ließ seine Anstellung in Berlin noch bis 1858 auf sich warten. Nicht ohne Ungeduld harrte er so lange aus. Von den Schweizer Zuständen hatte er sich gern getrennt und wünschte nun wohl einmal unwillkommene Dinge „zu allen Eidgenossen“. Aber von Zürich her wenigstens guten Ausgang gewohnt, fand er es in Breslau „unter Piepmeiern

und Kleinmicheln“ mit seltenen Ausnahmen ledern. An der Universität gelang es ihm, wie er vorausgesagt, nicht, „einen gemeinen Einpauker, der sich bei den Studenten festgesetzt, zu sprengen“. Wie atmet er auf in „den Tagen, wo der Professor sein Affentheater zumacht und wo er Mensch sein darf, soweit er nicht von Haus aus Vieh ist“, in den Ferien, die er mit ununterbrochener Arbeit ausfüllt! Einen Ruf nach München, der ihm während des Sommers volle Freiheit von allen akademischen Pflichten verhieß, schlug er gleichwohl aus: „Das ultramontane Gefrächz, so lustig es vom Ufer aus sich anhört, mag doch nicht ganz so erbaulich zu vernehmen sein, wenn man im Froschjumpf sitzt.“ Aus dieser eingebildeten Zoologie verjagt er sich eine Zeitlang in die wirkliche. Sommer und Herbst 1857 verbringt er mit der Erforschung aller Inschriften in der österreichischen Monarchie, von Oberitalien bis Siebenbürgen „und hinab bis Sisset, wo eigentlich schon die Welt aufgehört hat und allein als letztes Resumé der Schöpfung das Schwein übriggeblieben ist“. „Die Tage werden kürzer und die Arbeit immer länger,“ klagt er im November aus Udine; „der liebe Gott fährt in seiner beliebten Art fort, immer mehr zu fordern, je weniger man leisten kann.“ Die Ueberanstrengung zog ihm eine ernste Erkrankung zu. Von Berlin, dem großen Babel, erwartete er nun doch auch „sehr wenig, Herzens einsamkeit und ein dürres Leben.“ Er nahm Platz „im Reiche der siebenundsiebzig Weisen des Abendlandes“; aber gerade unter den Gelehrten schien ihm „in Hoffart und Wichtigkeit ein wahres Greisenthum zu herrschen — wie oft sehnen wir uns nach Breslau zurück!“ Von dort aus war ihm die freie akademische Arbeit als das große Los erschienen; nun jedoch tröstete ihn gerade die Pflicht des Professors, jetzt im Fache der alten Geschichte: „Mit meiner Tätigkeit bin ich weniger unzufrieden,“ schreibt er im März 1863, „seit ich mit dem vorigen Herbst wieder angefangen habe ordentlich zu lesen.“ Ende des Jahres denkt er freilich in politischer Verzweiflung an der Rettung Schleswig-Holsteins ernstlich daran, „bei Viktor Emanuel irgendwo Professor zu werden.“ Und ein Jahr später, am 28. November 1864, klingt es wieder ganz im allgemeinen trüb: „Ich lebe mich hier nicht ein, sondern in Gedanken immer mehr heraus, und könnte ich mein Leben in Göttingen oder Heidelberg beschließen, wie froh wollte ich sein! Aber keiner ist seines Glückes Schmied, obwohl mancher seines Unglücks, und so liege ich wie die meisten da, wo ich eben gestrandet bin. Ich würde zu Grunde gehen, wenn ich nicht an meiner jährlich sich steigenden — soll ich sagen Tätigkeit oder Vielgeschäftigkeit mich äußerlich anhielte. Aber das innerliche Arbeiten, zu

dem ich hier von zwölf Monaten im Jahr zwei komme, war besser und reinlicher.“ Ende 1867 entpreßt ihm von neuem politische Verstimmung das Geständnis: „So gehe ich denn diesen Winter gar nicht aus und habe auch gar nichts mehr, an das ich mich halten könnte, als meine Arbeiten oder was mir so erscheint.“ Im Herbst 1873 endlich nahm er in der That einen durch Ludwig vermittelten glänzenden Ruf nach Leipzig an und frohlockte: nun wolle er auch die Römische Geschichte fertig schreiben; doch der Hingang Haupts, an dessen Stelle er selbst zum Sekretär der Akademie erhoben ward, bestimmte ihn im Februar 1874, die feste Zusage zurückzunehmen, und so ergab er sich für die letzten dreißig Jahre in sein Schicksal. Aus alledem darf man indes keine andere Summe ziehen, als was er selbst einmal, mitten im ersten häuslichen Glück, aus Breslau schrieb: „Siehst Du, so sehnt das Herz sich immer und wird damit wohl seine Bestimmung erfüllen.“ Der rastlose Mann, vom Dämon geistiger Schaffenslust getrieben, die sich nie genügtun konnte — ein solcher Mann gönnte sich eben ein Gefühl des Behagens an Ort und Stelle nicht; es erschien ihm höchstens als idealistischer Traum im Duft der Ferne, oder in wehmütigem Angedenken:

Als des Lebens Knospen sprangen  
Und wir manches angefangen,  
Uns die Dinge noch gelangen,  
Jene Stunden all, die lieben,  
Da wir Ernst und Posse trieben,  
Ja, wo sind sie nur geblieben?  
Lieber Freund, wenn nun wir Alten  
Lang ermatten, spät erkalten,  
Laß uns still zusammenhalten!

Man wird an Humboldt gemahnt, der ähnlich arbeitete, klagte und nur in Paris, wie Mommsen in Rom, Erfrischung fand; und doch gehörten beide auf der Höhe der Jahre nach und zu Berlin.

Der Schwerpunkt der Bedeutung Mommsens für den Univeritätsunterricht lag im Seminar, wo alles zu lernen war, was ein großer Forscher zu lehren vermag. Seine Vorlesungen — ich schildere den Eindruck der sechziger Jahre — entbehrten durchaus des rednerischen Reizes. Er sprach stehend, meist schräg auf einen Ellbogen gelehnt, die schlankte Gestalt trotzdem in nervöser Bewegung; sein Blick irrte suchend über das Geseht, was wegen der Fülle an einzelnen Daten nötig war, dennoch wurden die haftig hervorgetretenen Sätze im Augenblick frei gebildet. Ihr

Klang war stets zart, aber reich an Modulation, nur nicht des Gefühls außer dem für die Wahrheit, oder gar des Pathos, soweit man ein solches nicht dem Verstande selber beilegen darf. Denn dies war der Unterschied: Ranke, ganz ebenso naiv der Sache hingegeben, womöglich noch weiter entfernt von allem, was Ohr und Auge rhetorisch erfreut, er lebte und webte doch auf dem Katheder in Anschauung, die als solche den Hörer fesselte. Mommsen untersuchte, verwarf, wies nach, verhandelte mit sich selbst, klärte sich und sein Publikum auf, wenn dies angestrengt zu folgen wußte. Er gab dem Inhalt nach Vorstudien zu Büchern und Abhandlungen ersten Ranges, in der Form ungefähr von seminaristischen Monologen. Sein Kolleg über die früheren römischen Kaiser enttäuschte daher jeden, der etwas ähnliches wie die Geschichte verhofft hatte; selbst der paradoxe Vergleich des Tiberius mit einzelnen Seiten Friedrichs des Großen verblüffte wohl, aber schlug nicht eigentlich durch. Die große Vorlesung über römisches Staatsrecht, der erste Anlauf zu dem Riesenwerk des Handbuchs, kam dem jungen Studenten ziemlich sauer an; hinreißend wirkte dagegen auf den längst Promovierten ein kleines Kolleg zur Kritik des Livius, woraus die meisterhafte Abhandlung über die drei Demagogen der älteren Republik erwachsen ist. Nie hatte ich einen solchen Geist so unmittelbar bei der Arbeit belauschen dürfen; es kam vor, daß er mit der Weichte begann: „Meine Herren, was ich neulich zuletzt behauptet habe, kann aus den und den Gründen nicht bestehen.“ Man begreift, daß auf solche Weise der Breslauer Einpauker nicht zu sprenge war. Ganz den Autor der Römischen Geschichte, noch wärmer befeelt durch den lebendigen Odem der Persönlichkeit, fand man hingegen in Mommsens nicht gerade häufigen populärwissenschaftlichen Einzelvorträgen wieder; dergleichen in den zahlreichen Ansprachen, die er an den Festtagen der Akademie als Sekretär oder auch gelegentlich im Namen der Universität zu halten hatte. Wenn du Bois-Reymond mit dem Hochmut eines Juweliere die Brillanten seiner Beredsamkeit auf den Tisch ausbreitete, wenn Treitschke als Hoherpriester deutscher Nation auf dem Altar des Vaterlandes ein gewaltiges Brandopfer der Begeisterte darbrachte, so las Mommsen als Denker in schlichtestem Ton seine feinbewegten Betrachtungen vor; unter ihnen aber gingen Wahrheiten auf, nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens, leise wie die Sterne, von denen man weiß: sie leuchten immer und ewiglich. Den Frauen drangen seine Worte auf die Königin Luise tiefer zu Herzen als die Treitschkes. Die Jünglinge hatten nie so Ergreifen-

des vernommen wie dessen Rede von 1895 zum Gedächtnis des großen Krieges; die Männer erinnerten sich dabei der doch noch weisevolleren antiken Einfachheit, mit welcher zwanzig Jahr früher Mommsen als Rektor den schönen Tod der gefallenen Kommilitonen gepriesen hatte.

Den Siebzigen nah, gab Mommsen 1885 sein Lehramt in jüngere Hände, sein sonstiges Schaffen floß nach wie vorher in gleich majestätischem Strome dahin. In der Akademie stieg er bald für viele ihrer großen wissenschaftlichen Unternehmungen oder mit ihr verbundenen Forschungsinstitute zu leitender Stellung auf; in der Regel griff er in diese Sphäre mehr äußerlicher Tätigkeit zugleich mit eigenen „innerlichen Arbeiten“ hinüber. So war und blieb er bei dem Kolossalwerk des Corpus Inscriptionum Latinarum nicht nur die Seele des Ganzen, er selbst eröffnete es 1863 mit der Ausgabe der republikanischen Inschriften und hat noch fünf weitere Foliobände vollständig redigiert. Machte ihn der Fortgang des Werkes mehr und mehr im Gebiet des kaiserlichen Weltreichs historisch heimisch, so beleuchtete doch seine nächste Hauptarbeit noch einmal die ältere Zeit, oder richtiger das Ganze der tausendjährigen Erscheinung des Römertums. Es war wiederum Hirzel, der ihn einst für die Neugestaltung eines Teils des Becker'schen Handbuchs der römischen Altertümer angeworben; Mommsen lieferte statt dessen in seinem dreibändigen Römischen Staatsrecht von 1871 bis 1888 die originellste seiner Leistungen. Unerschöpflich gelehrt — er selbst verfaßte daher für unphilologische Juristen 1893 einen eleganten „Abriß“ — was noch niemals versucht worden: streng systematisch angelegt, mit vollkommener Zurückhaltung geschrieben — im Text begegnet man nicht einmal einem bitteren Scherz — steht das Buch formal im größten Gegensatz zur Römischen Geschichte, in der Sache jedoch ergänzt es sie innerlich. Zeigte sie uns das Römertum in Lebensfülle und zeitlicher Entwicklung, so stellt das Staatsrecht gleichsam das Knochengeriüst dieses Organismus dar, das in seiner harten Substanz jenem wirklichen Leben beständigen Halt verlieh. Ein Römisches Strafrecht, das Mommsen ihm 1899 folgen ließ, zeichnet sich nach dem Urteil der Fachleute aus durch vielseitige Anknüpfung an die sonstigen öffentlichen Verhältnisse. Schon 1885 hatte indes sein wundertätiger Fleiß die Welt mit einem fünften Bande der Römischen Geschichte doppelt überrascht. Mit Bedauern sah man den vierten, die Kaisergeschichte selber, überspringen; denn die Gründe, die Mommsen hierfür anführt, verschleierten lediglich seine persönliche Abneigung. Desto dankbarer begrüßte dagegen

ein nunmehr freilich kleineres Publikum in dieser Schilderung der außeritalischen Länder und Leute von Cäsar bis Diokletian ein Werk, dessen ebenso neuen wie unbergänglichen Inhalt allein der Beherrscher des Corpus Inscriptionum zutage fördern konnte, während seine Form noch die alte schriftstellerische Meistererschaft verriet. Denn die künstlerische Entsagung, die er dabei nach eigenem Geständnis gelübt hat, erscheint, der Natur des Stoffes völlig angemessen, nur als höhere Kunst. Ein gedämpftes Licht wie Abenddämmerung liegt auf dieser sinkenden Völkermwelt, deren innere Mannigfaltigkeit doch mit scharfen Zügen gezeichnet ist. Nur die herzhafteste Würdigung des zukunftreichen germanischen Elements vermeidet der Autor aus wissenschaftlicher Behutsamkeit und der Darstellung des emporkommenden Christentums geht er mit abgewandtem Antlitz aus dem Wege. Insofern nimmt sich dieser fünfte Band den früheren gegenüber wie ein Rückfall in den Geist des Humanismus aus. Allein wenn sich Mommsen hier in der Geschichtschreibung eigensinnig bestimmte Grenzen zog, so stellte er seine Gelehrsamkeit noch zulezt um so weitherziger geradezu in univervsalhistorische Dienste. Als Anreger und Protektor der Rimesforschung auf deutschem Boden, als Herausgeber der ausartenden lateinischen Schriftsteller der Völkerwanderungszeit, die mit Recht als älteste Autoren eine Abteilung der Monumenta Germaniae bildeten, als Verfasser unterrichtender Studien über die Barbarisierung der kaiserlichen Heere, über die Einrichtungen der frühesten germanischen Königsherrschaften, ja sogar des anhebenden römischen Kirchenwesens — überall zog er die letzten Konsequenzen der in ihm lebendigen Totalansicht des Römertums, indem er es nun auch als Grundlage des modernen Weltalters besser kennen lehrte. Nie ward ein schier unabsehbar weites Arbeitsfeld von einem und demselben Geiste so gründlich angebahnt, so vollständig abgeerntet.

„Ach Politik! Wir leben darin, aber es ist ein Miasma,“ ruft Mommsen am 22. Februar 1864 am Ende eines lebhaften Ergusses über den Gang der schleswig-holsteinischen Verwicklung aus. Deutlicher läßt sich wohl kaum das persönliche Mißgeschick einer quälenden dilettantischen Anlage erkennen und bezeichnen. Er folgte, gleich anderen aus seiner Gelehrtergeneration, dem Zuge zur praktischen Politik aus geistesaristokratischem Pflichtgefühl, das in ihm indes durch reizbares Temperament und rastlosen Tätigkeitstrieb erheblich verstärkt ward. Allein wie wenig befriedigt lautet gleich die erste Selbstbetrachtung vom 9. Dezember 1863! „Ich bin denn nun

Abgeordneter par force und lebe das Leben dieser Leute, das heißt ich höre Reden an, die mich zu jeder anderen ernstlichen Arbeit unfähig machen, und nütze insofern etwas, daß ich den Platz ausfülle, den ein richtiger Lump einnehmen würde, wenn die Leute meines Schlags ihrem Degout nachgäben. Das ist aber wenig. Meine Arbeiten ruhen, meine Vorlesungen sind mir beschwerlich; wie kann es anders sein?" Im Verfolg seiner parlamentarischen Laufbahn hat er doch nicht selten sehr viel mehr genüßt, wenn er über staatliche Kuranstalten, Universität, Bibliothek, Museum, oder Unterrichtsweisen im allgemeinen als vornehmster Sachverständiger selber das Wort ergriff. An seiner politischen Haltung im engeren Sinne aber scheint mir das eigenste, daß er, bei warmer Empfindung für die nationale Macht — er empfahl in wirksamen Flugschriften 1865 den Herzogtümern die Annexion, 1870 den Italienern Neutralität und Sympathie — und bei sachlich entschieden gemäßigtem Liberalismus in Fragen des Rechts und der Wirtschaft, dennoch unzufrieden blieb. „Daß man in Mailand und Paris sich jetzt mit größerem Stolz einen Deutschen nennt, ist wahr,“ schreibt er am 17. November 1867, „und ich habe dies lebhaft empfunden; aber hier in Berlin droht dies Gefühl ins Gegenteil umzuschlagen und erscheint mir die liberale Feier und die bereits schweifswedelnde Borniertheit der Herren Laster und Konforten geradezu widerwärtig.“ Er betont ausdrücklich, daß er kein Waldeckianer sei; trotzdem kommt ihm die eingetretene Wendung immer mehr als Schiffbruch vor, „wenigstens dessen, was wir wollten und hofften.“ Ich kann mir nicht helfen, ich spüre doch hier und später weit minder ein wirklich politisches Urtheil, als den Schlag jenes Herzens, das „sich immer sehnt und damit wohl seine Bestimmung zu erfüllen“ meint. Mommsens andauernd kritische Stimmung gegenüber den öffentlichen Dingen steht auf derselben Stufe wie die früher vernommenen Klagen über seine eigenen Umstände. Er litt an genialem Uebermaß der Subjektivität, die den Moment nur anzuerkennen vermag, insofern sie sich darin auslebt; also die seine, außer dem nächsten Verkehr mit den Lieben, den Freunden, einzig bei der Arbeit. „Ich kann nur annehmen,“ sagte Bismarck am 24. Januar 1882 im Reichstag ironisch, „daß die Vertiefung in die Zeiten, die zweitausend Jahre hinter uns liegen, diesem ausgezeichneten Gelehrten den Blick für die sonnenbeschienene Gegenwart vollständig getrübt hat.“ Aufrichtig äußerte er gleichzeitig gegen Vertraute, daß er Mommsen auch als Historiker nicht lesen möge; denn wer die Gegenwart so

unrichtig auffasse, werde auch die Vergangenheit nicht treffend schildern. Er las damals nur noch Ranke, welcher seinerseits 1877 an ihn schrieb: „Der Historiker kann von Ihnen lernen, Durchlaucht!“ Mommsen hätte dies für sich selbst einem Bismarck nimmer zugestanden. So natürlich es war, so unerfreulich bleibt es, wie beide 1881 auf einander stießen. Mommsen nannte in einer Wahlrede die neue Wirtschaftspolitik, auch in der Hand des mächtigsten Mannes, eine Politik des Schwindels. Der Kanzler, mehr Sulla als Cäsar, verklagte ihn wegen Beleidigung; er, weniger Cato als Cicero, wurde nach eigener Verteidigung freigesprochen. Und doch entdeckt man bei tieferer Erwägung auch einen objektiven Grund für den Widerwillen des großen Gelehrten gegen den großen Staatsmann. Was Alexander v. Humboldt einmal offen aussprach, der sich, wenn auch in anderer Manier, sehr ähnlich stets in politischem Mißvergnügen erging, das hätte auch Mommsen von sich sagen können: unter allen menschlichen Anliegen stünden ihm doch die wissenschaftlichen obenan! Und für diese fand er beim Regiment eines Bismarck kein Verständnis. In einem Brief vom 12. Oktober 1872 dankt er mir für die Darstellung der späteren Jahre Humboldts mit den Worten: „Für unsereins, die wir nun einmal hier leben müssen, ist es unschätzbare, in diese der Zeit nach nicht ferne und doch uns schon weit abgerückte Berliner Vergangenheit hineinzusehen, und ich kenne kein Buch, das so wie das Ihrige mir den Einblick in jene vergangenen und, mindestens für uns Gelehrte, besseren Tage gegeben hätte.“ Diese besseren Tage waren die Friedrich Wilhelms IV., die er ehemals selber im ganzen so heftig verurteilt hatte. Und im nämlichen Schreiben heißt es im Hinblick auf die geplante Reorganisation der *Monumenta Germaniae*: „Die leichtsinnige Konfusion, die die Signatur der Bismarckschen Wirtschaft in allen inneren Angelegenheiten ist, sehen Sie auch hier.“ Kein Zweifel, in Mommsen lebte ein gutes Stück jener älteren Denkart fort, wie sie eben ein Humboldt vom 18. ins 19. Jahrhundert herübergetragen: Kultur im geistigsten Sinne der höchste Zweck auch der Politik; Erkenntnis durch Forschung der wertvollste menschliche Erwerb; ringsumher als Lebenslust Humanität, also Friede, Völkerfreundschaft, aufgeklärte Duldung! Mommsens wichtigste öffentliche Agitationen: für die erste Gestalt der Doktorprüfung, gegen die Judenhege, für vollkommen unbefangenen Forch- und Lehrbetrieb, gegen den jüngsten Rückfall in den Teutonismus — der Verfasser des Kosmos hätte sie sämtlich eifrig unterstützt, gerade hierin Mommsens

eigentliche politische Bedeutung und zugleich einen Teil der besten Staatskunst überhaupt erblickt.

Der Verfasser des Kosmos — gibt man einmal dem Römertum zu, daß es sich in Zeit und Raum nicht mit Unrecht als eine ganze Welt betrachten durfte, so läßt sich folgerecht Mommsens Leistung selbst als Kosmologie und Kosmographie des Römertums bezeichnen. In der That hat es etwas echter Naturwissenschaft analoges, wie er vom Studium der Einzelercheinungen des Volkslebens ausgeht, die neben einander beharrlich waltenden Kräfte aufdeckt und verfolgt, um zuletzt ihr harmonisches Zusammenspiel anschaulich zu begreifen. Die Rechtslehre dient ihm dabei als eine Art historischer Mechanik; aber auch die in solche nicht aufzulösenden Lebensvorgänge ordnet er nach dem Stilgesetz ihrer von innen erwachsenen Gestaltung. Und auch das erinnert bei ihm an die Arbeitsweise großer Naturforscher, wie er in der Untersuchung des scheinbar isolierten Gegenstandes, worin bis ans Ende seine höchste Virtuosität erscheint, etwa bei der Besprechung einer neu gefundenen Inschrift, aus der ihm allein gegenwärtigen Kenntniss aller möglichen Beziehungen zum Ganzen der geschichtlichen Römervelt den Einzelfall erschöpfend auszuweisen versteht. Mit alledem nimmt er in der Entwicklung unserer historischen Forschung und Kunst im 19. Jahrhundert, wie wir sie in der Reihe der Meister von Niebuhr an über Ranke mit seinen vornehmsten Schülern bis auf Treitschke überblicken, offenbar eine ganz besondere Stellung ein; zu keinem bei aller genialen Ebenbürtigkeit in so ausgesprochenem Gegensatz, wie zu Ranke. Dieser ist die größte moderne Gestalt in der Gattung der berufsmäßigen Geschichtschreiber, die sich von Herodot und Thuchydides in literarischer Lebenssphäre fortgepflanzt hat. Seine kritische Forschung erblickt an und in den direkt ausfragenden Quellen selbst, mögen sie bewußt erzählen oder, wie die neueren Archivalien, unbewußt. Was er sucht und findet, ist das göttliche Schauspiel der geschichtlichen Begebenheit an sich in ihrer wirklichen Erscheinung; diese nimmt er rein in sich auf, durchstrahlt sie von außen nach innen mit anempfindender Ahnung, um sie dann in diesem unmerklich zurückgeworfenen, anscheinend selbständigen Lichte künstlerisch darzustellen. Für ihn gibt es nicht bloß diese, als solche kaum lehrbare, eigenartig historische Kunst, sondern auch eine reine Historie als unabhängige Wissenschaft, die sich ihrerseits lehren und lernen läßt, und zu der jede einzelne Sachkunde sich als bloße Hilfsdisziplin verhält. Jeder Genius verkündet die eigene Natur und Erfahrung als Gesetz. Mommsen, der vom Juristen zum Philologen und Antiquar geworden und dann erst auf

äußeren Anstoß hin zur Geschichtschreibung übergang, hat die akademische Jugend einmal geradezu vom unmittelbaren Studium der Historie abgemahnt; eine besondere Wissenschaft vom Verlauf des Geschehens schien ihm nicht vonnöten. Er nennt die antiken Geschichtschreiber der Kaiserzeit „jogenannte Quellen, die das sagen, was verschwiegen zu werden verdiente, und das verschweigen, was notwendig war zu sagen.“ Und im Vorwort zum Abriß seines Staatsrechts heißt es höchst bezeichnend: „Vor der Blattheit derjenigen historischen Forschung, welche das, was sich nie und nirgend begeben hat, beiseite lassen zu dürfen meint, schützt den Juristen keine genetisches Verständnis fördernde Wissenschaft.“ Es bedarf keiner Ausführung, daß es sich hier zugleich um Gegenätze handelt, die in der Natur der speziellen Arbeitsgebiete begründet sind. Der antiken Welt gegenüber reicht das Verfahren Rankes in der That nicht aus; von den Rom betreffenden Theilen seiner Weltgeschichte urtheilte Mommsen gelegentlich: sie gäben ihm zu keiner Bemerkung Anlaß; das heißt, wie wir wissen, mit anderen Worten: er fand sie flach. Nichtsdestoweniger hat die von Mommsen als Nebenjache behandelte Kritik der Quellenberichte Ranke auch da bisweilen näher ans Ziel geführt: über den Hergang der Niederlage des Varus verbreitet er allein das rechte Licht. Sein lebendiges, tiefes Sichversenken in die Individualität des einzelnen Berichterstatters, dies Erkennen und Prüfen jedes einzelnen Schriftstückes hat übrigens Mommsen selbst am neunzigsten Geburtstag Rankes als eine seiner schönsten Eigenschaften anerkannt; zugleich fast mit herzlichem Neid jenes seltene Talent, an jedem Menschen das Beste, das was ihn liebenswürdig macht, herauszufinden. Dies leitet uns auf den persönlichen Unterschied beider Geister zurück. Eben wegen seiner gelassen freundlichen, Goetheischen Weltbeschaulichkeit besaß Ranke in den Grenzen seiner Wißbegier den sicherer treffenden Wahrheitsjinn; wie selten ist auf dem Felde der neueren Geschichte die Forschung der Nachfolger über ihn in nennenswerthem Maß hinausgelangt! Von Mommsens Aufstellungen, die der Haltbarkeit häufig entbehrten, hat nicht wenige er selber wieder und wieder umgestürzt. Bei ihm ist auch in der Erkenntnis rastlos stürmisches Wehen. Wer dünkte nicht an das berühmte Wort Lessings vom menschlichen Vorzug des immer regen Triebes nach Wahrheit vorm Besitz der Wahrheit selbst? Gilt dies Wort zum mindesten für das wahre Wesen der Wissenschaft, so hat es nie einen größeren Mann der Wissenschaft unter uns gegeben, als Theodor Mommsen.